

ALLZU SÜSSER COCKTAIL

Philosophie als Kreuzfahrt im Sein: Rüdiger Safranskis Heidegger-Biographie / Von Dieter Thomä

Manchen Barmixern, die mit Inbrunst aufregende Cocktails aus abstrusen Zutaten bereiten, würde man es auch zutrauen, einen Drink zu mixen, der schmeckt wie das Leben selbst. Vielleicht könnten sie sogar das Lebenselixier Martin Heideggers zusammenrühren, und dann käme, mag dieser selbst auch am liebsten klares Bergwasser getrunken haben, eine verwegene Mischung ins Glas.

Jedenfalls müßte man etwas dazutun, was so reinigend schmeckt, daß man sich nach dessen Genuß einbildet, die Welt klarer zu sehen, daß sich – heideggersch gesprochen – eine *Lichtung* auftut, in der dem Menschen das „Seiende“ offenbar wird. Es würde auch etwas Starkes, Schweres hineinkommen, damit man – heideggersch gesprochen – merkt, welch eine *Last* das Dasein ist. Irgend etwas Bitteres dürfte nicht fehlen, in dessen herbem Geschmack – heideggersch gesprochen – die *Erde* steckt, auf der alles gründet. Dazu gehörte am Ende noch ein Schuß von etwas, das aufstachelt, das uns – heideggersch

gesprochen – Erfahrungen der *Eigentlichkeit* verheißt.

Wie sich der Barmixer schwertun wird mit diesem Leben und an diesem Denken, das „herrisch, zwingend, geheimnisvoll“ war (Hannah Arendt), so auch dessen nächster Verwandter, der Biograph. Nach Hugo Ott, der in seinem Heidegger-Buch noch „unterwegs zu seiner Biographie“ war, hat sich jetzt zum erstenmal jemand an Heideggers ganzes Leben herangewagt und knapp 20 Jahre nach dessen Tod eine regelrechte Biographie vorgelegt – Rüdiger Safranski. Er gilt als Meister seines Fachs, und sein Buch „Ein Meister aus Deutschland“ beginnt mit der verheißungsvollen Ankündigung: „Es ist eine lange Geschichte mit Heidegger, mit seinem Leben, seiner Philosophie. Die Leidenschaften und Katastrophen des ganzen Jahrhunderts sind darin.“

Heidegger war Minimalist. Seine Autobiographie hätte zum Schrecken jedes Verlegers nur den einen Satz umfaßt: „Er lebte, arbeitete und starb.“

1918, als knapp 30jähriger Soldat zur Frontwetterwarte einberufen, schrieb er:

Das geistige Leben muß bei uns wieder ein wahrhaft wirkliches werden – es muß eine aus dem Persönlichen geborene Wucht bekommen, die „umwirft“ und zum echten Aufstehen zwingt – und diese Wucht äußert sich als echte nur in der Schlichtheit, nicht im Blasierten, Dekadenten, Erzwungenen ... Wo der Glaube an den Selbstwert der eigenen Bestimmung wahrhaft lebt, da wird alles Unwertige einer zufälligen Umgebung von innen heraus und für immer überwunden.



Rüdiger Safranski:
„Ein Meister aus
Deutschland.
Heidegger und
seine Zeit“.
Hanser Verlag,
München;
544 Seiten;
58 Mark.

Würde also Heidegger selbst seinen Lebens-Cocktail mixen, wäre alles Fremde darin verpönt. Doch Safranski gelingt es



Philosoph Heidegger bei Besorgung des Daseins (1971): „Ich bin entschlossen, nur weiß ich nicht wozu!“

zu zeigen, daß hinter dieser minimalistischen „schlichten Wucht“ ein Maximum an Inhalten, Zutaten und Einflüssen steckt; er beschreibt, wie sich Heidegger, der in ärmlichen Verhältnissen „unter dem Himmel von Meßkirch“ aufwuchs, „in der Arena der Moderne behauptete“.

Neue biographische Enthüllungen werden nicht geboten, aber das Berühmte und Berüchtigte wird erzählt: daß Heidegger früh ankündigte, sein „Existieren wüten“ zu lassen; daß er einem Kollegen „durch das Wie meiner Gegenwart die Hölle heiß machen“ wollte; daß er Hannah Arendt, die Geliebte, zur „Passion seines Lebens“ erklärte; daß diese wiederum Ehefrau Elfriede für „leider einfach mordsdämlich“ hielt; daß Heidegger die „wachsende Verjudung“ des „deutschen Geisteslebens“ beklagte und Hitlers „wundervolle Hände“ bewunderte; daß ihm erst im Alter der Alptraum von der Abiturprüfung abhanden kam. All diese Zutaten würzen das Buch, doch Safranski widmet sich auch ausgiebig den philosophischen Zentralbegriffen Heideggers – wie eben *Last* und *Eigentlichkeit, Erde und Lichtung*.

Eine erste große Tat Heideggers war nach Safranski der Abschied vom „System des Katholizismus“, das seine Jugend geprägt hatte. Nach dem Ersten Weltkrieg, der die alten Ordnungen zerschlagen hatte, sah Heidegger sich allein auf die „Existenz“, die „Faktizität“ zurückgeworfen. Dem wollte er sich mit „innerer Demut“ stellen, das Dasein auf sich nehmen wie eine *Last*.

Safranski zeigt, wie Heidegger sich mit vielen Zeitgenossen in den zwanziger Jahren sträubte gegen das Leben im „Gekünstelten, Verlogenen, immer schon von anderen Beschwatzten“. Der Vorwurf, erhoben im Hauptwerk „*Sein und Zeit*“ (1927), lautete: Wer vor dem „Sein“ flieht, gibt sich dem Schein hin. Heidegger setzte auf Nietzsches Postulat „Werde, was du bist“ und geleitete das Dasein zur *Eigentlichkeit*. Hannah Arendt notierte, Heideggers Name reise „durch ganz Deutschland wie das Gerücht vom heimlichen König“.

Unter den Studenten der zwanziger Jahre kursierte als Parodie von Heideggers „*Eigentlichkeit*“ der Spruch: „Ich bin entschlossen, nur weiß

ich nicht wozu!“ Safranski verfolgt den geistigen und politischen Geländeritt, auf dem Heidegger nach einem „Wozu“ fahndete. 1933, als Führer-Rektor der Freiburger Universität, meinte Heidegger zu wissen, daß die nationalsozialistische „Umwälzung“ die gesuchte „Grunderfahrung des Ursprungs“ erbringe. 1935 war er dann schon auf der Suche nach einer anderen, „neuen Grunderfahrung“; von der Kunst versprach er sich nun einen unverdächtigen Zugang zum „Ursprünglichen“, zur *Erde*. Jaspers notierte 1945: „Heideggers Denkungsart erscheint mir ihrem Wesen nach unfrei, diktatorisch, kommunikationslos.“

Am Ende griff Heidegger auf eine alte Einsicht zurück, die seinem Lehrer Husserl, dem Phänomenologen und „Facharbeiter in den Fundamenten“, zu verdanken war. Dieser hatte Heidegger schon früh den unverbildeten Zugang zur Welt, den „Kampf ruft zu den Sachen selbst“ gelehrt. Safranski beschreibt, wie Heidegger daraus einen Kampf ruft gegen Wissenschaft und Technik machte, die – wie er meinte – das Seiende zurichten und der Vernutzung preisgeben. Der Philosoph empfahl dagegen die Einübung in die „Offenheit“ für das Sein –

eine Offenheit, für die es gar einen besonderen, eigenen Ort geben sollte: die *Lichtung*.

Safranski hat, wie es sich nicht nur für einen guten Barmixer, sondern auch für einen guten Biographen gehört, soweit erst einmal die richtige Mischung zusammengebracht. Das Buch über den „Meister aus Deutschland“ hätte vielleicht selbst ein kleines Meisterwerk werden können, wenn Safranski seinem Cocktail nicht noch etwas furchtbar Süßes, so etwas wie eine klebrige, überzuckerte Spätzle beigemischt hätte. So hat er alles verdorben.

Einen „Meister“ will er feiern: „Wie kein anderer hat Heidegger in einer nichtreligiösen Zeit den Horizont für religiöse Erfahrung offengehalten. Er hat ein Denken gefunden, das den Dingen nahe bleibt und vor dem Absturz in die Banalität bewahrt.“ Safranski bewegt sich freilich oft selbst am Rande dieses Abgrunds. In der „Erfahrung des Seins“ erahnt er ein „Seinsverhältnis, das fromm ist; andachtsvoll, meditativ, dankbar, ehrfürchtig, gelassen“; mit Heidegger will er „das Dasein lichten, so wie man die Anker lichtet, um befreit in die offene See hinauszufahren“. Safranski deutet Heideggers Philosophie als spirituelle Erlebnisreise, als Kreuzfahrt im Sein und entdeckt „in der Seinsfrage“ gar „die Bereitschaft zum Jubel“. Doch bekanntlich bekommt es einer Frage nicht allzugut, wenn man sie jubelnd stellt; und dem Jubel schadet es nur, wenn man ihn mit Fragezeichen versieht.

Auch der Heideggerschen „*Eigentlichkeit*“ wird eine besondere Erfahrung untergejubelt, die „Eröffnung von Chancen für große Augenblicke... Wozu? Wofür? Nicht für ein in der Ferne liegendes Geschichtsziel; wenn es überhaupt ein Ziel gibt, dann ist es dieser Augenblick selbst. Es geht um eine Steigerung des Daseinsgefühls. Eigentlichkeit ist Intensität, nichts anderes.“ Safranski verniedlicht die Härte und Strenge, die Heidegger Zeit seines Lebens bestimmte; noch als 20-jähriger hätte er das „Dreinschlagen auf jede... Diesseitsauffassung des Lebens“ geübt. Der Autor will nicht wahrhaben, daß zu Heideggers Leben – wie dieser immerhin selbst



Heidegger (1964): Posthume Trauung mit der Geliebten Hannah



LESETIPS: MEMOIREN UND BIOGRAPHIEN

Schoschana Rabinovici: „Dank meiner Mutter“.

Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler. Alibaba Verlag, Frankfurt/Main; 224 Seiten; 29 Mark.

Im Alter von fast 60 Jahren hat die 1932 geborene Israelin Schoschana Rabinovici, die unter dem Namen Susie Weksler als jüdisches Mädchen dem Tod entkam, die Erinnerung an ihre Kindheit aufgezeichnet: an den Einmarsch der Nazis in Litauen, an das Ghetto Wilna, an die Konzentrationslager Kaiserwald, Stuttgart und Taunzin, an den Alltag im Innern der Mordmaschine. Das Grauen hat sich der Erinnerung eingebrannt wie eine Folge von gestochen scharfen Blitzlichtaufnahmen. Die Erzählerin kommt ohne Pathos aus, in ruhigem Ton läßt sie allein die Einzelheiten sprechen. Um so stärker wirkt das Dokument, dem so viele Leser zu wünschen wären wie Stephen Spielbergs Film „Schindlers Liste“ an Zuschauern gehabt hat. Verlegt wird diese Geschichte einer Kindheit in einem Jugendbuch-Verlag: Die Kinder von heute sollen erfahren, was Kindern von damals geschah.

Françoise Giroud: „Trio Infernale oder Das Leben der Jenny Marx“.

Aus dem Französischen von Sylvia Koch. Beltz Quadriga Verlag; Weinheim; 216 Seiten; 38 Mark.

„Des Teufels Frau“ hieß diese Biographie der Marx-Gemahlin im abschreckend reißerischen französischen Originaltitel. Doch die Lek-

türe ist eine großenteils angenehme Überraschung. Françoise Giroud bringt ihrer Heldin nicht nur Einfühlungsvermögen und weibliche Sympathie entgegen, sie ist bei aller Distanz zu deren Ehemann auch keine bornierte Marx-Hasserin, sondern kennt sich hinlänglich in den sozialen und politischen Hintergründen ihres Themas aus. Sie schildert Jenny von Westphalen als „erstes freiwilliges Opfer“ des genialen Zynikers Karl Marx, um dessen Alleinbesitz sie in einem „Trio infernale“ mit Friedrich Engels rivalisiert habe. Leider ist das Buch nicht frei von Zeitgeist-Platitüden und reichlich gewagten Spekulationen wie der, „daß Jenny Friedrich Engels auf den ersten Blick nicht ausstehen konnte“. Aber mit der maßvoll feministischen Perspektive seiner temperamentvollen Autorin wirft es ein neues Licht auf das wenig geglückte Leben einer ungewöhnlichen Frau, deren Charme auch Zeitgenossen wie Heinrich Heine verzaubert hat.

Pierre Lepape: „Denis Diderot. Eine Biographie“.

Aus dem Französischen von Gabriele Krüger-Wirrer. Campus Verlag, Frankfurt/Main; 460 Seiten; 78 Mark.

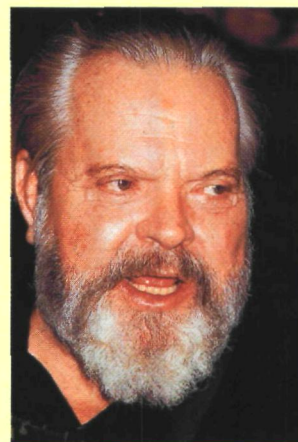
Denis Diderot (1713–1784), der älteste Sohn eines Messerschmieds aus der französischen Provinz, ist das Urbild eines neuzeitlichen Intellektuellen. Sein erotisches Verhältnis zu Ideen, seine grenzenlose Neugier, sein spielerischer Witz – sie suchen selbst im geistigen

Treibhaus des Aufklärungsalters ihresgleichen. Der Schriftsteller, der Poet, der Philosoph Diderot, den sein Zeitgenosse Voltaire „Bruder Platon“ hieß, fasziniert jede Generation aufs neue. Pierre Lepape, Kritiker beim renommierten Rezensionsblatt *Le Monde des Livres*, hat ihm eine kluge, lebendig geschriebene Biographie gewidmet.

Orson Welles/Peter Bogdanovich: „Hier spricht Orson Welles“.

Herausgegeben von Jonathan Rosenbaum. Aus dem Englischen von Heide Sommer und Oivin Ziemer. Beltz Quadriga Verlag, Weinheim; 620 Seiten; 58 Mark.

„Orson Welles ist ein Riese mit dem Gesicht eines Kindes, ein Baum voller Vögel und Schatten“, sagte der Dichter Jean Cocteau über ihn, und Marlene Dietrich fühlte sich nach Begegnungen mit Orson Welles „wie eine Pflanze, die soeben Wasser bekommen hat“. Der Regisseur Peter Bogdanovich hat mit seinem älteren Kollegen Orson Welles



Regisseur Welles
„Riese mit Kindergesicht“

im Verlauf eines Jahrzehnts intensive Gespräche geführt, die nach dessen Tod als verschollen galten und erst kürzlich wiederauftauchten. Nun liegen sie als persönliches, anekdotenreiches Buch-Porträt des legendären Schauspielers und Regisseurs („Citizen Kane“) vor.

Wolfgang Wagner: „Lebensakte. Autobiographie“.

Albrecht Knaus, München; 512 Seiten; 58 Mark.

Für Wagnerianer und Musikhistoriker sind diese Erinnerungen des amtierenden Bayreuther Festspielchefs natürlich Pflichtlektüre. Aber stöhnen werden auch sie: Spannende Szenen oder gar profunde Einsichten bietet das eilig zusammengeflückte Werk nämlich auf keiner Seite. Statt dessen rechnet Richards Enkel, eisern auf die Sicherung seines Erbes bedacht, als sauererbsiger Oberbuchhalter mit der ausgebooteten Verwandtschaft ab, hadert im nachhinein selbstgefällig mit Regisseuren und Dirigenten, die nicht nach seiner Pfeife tanzen wollten und feiert breitspurig die eigenen (doch eher hausbackenen denn kreativen) Regieleistungen auf dem Grünen Hügel. Empfindsame Musikfreunde müßten regelrecht gewarnt werden – ihnen wird das geschichtsklitternde Opus des fränkischen Autokraten, der anscheinend keine Peinlichkeit mehr scheut, mindestens ebenso schwer im Magen liegen wie die Kost, die jener an Festtagen bevorzugt: „Schweinebraten mit Klößen“.

einmal schrieb – „notwendig die Herbeheit des Gespaltenseins, der Rückfälle und neuen Anläufe, das unaustragbare Leiden am Problematischen und Fragwürdigen“ gehört.

Heideggers nationalsozialistische Phase wird bei Safranski zu einem Überschwang an „Intensität“, der dank der Selbstheilungskräfte der Philosophie wieder bezähmt wird. Dieser Lesart fällt dann auch die konfliktreiche Begegnung zwischen Heidegger und dem Dichter Paul Celan 1967 zum Opfer. Wenn Celan schrieb, er warte „auf eines Denkenden kommendes Wort“, so unterstellt Safranski, damit könnte auch irgendeine weitere Fortschreibung von Heideggers Seinsdenken – vielleicht ein kleiner Aufsatz? – gemeint sein, nicht nur ein Wort über Auschwitz. „Daß er sich ... von dem millionenfachen Mord an den Juden distanzieren sollte, diese Forderung empfand Heidegger zu Recht als eine Ungeheuerlichkeit.“

Am Ende ist ein viel zu süßer Cocktail, ein Buch über den *guten Heidegger* entstanden, und dieser bekommt von Safranski dann auch, wie es sich in einer biographischen Arche Noah guter Geister gehört, eine Partnerin, nämlich Hannah Arendt.

Der Beziehung zu Hannah Arendt, die als heiße Affäre begann und als schwierige Sehnsucht andauerte, sind zwei eindrucksvolle Kapitel gewidmet; leider ist sie aber auch das Lieblingsobjekt Safranskis Harmoniestrebens, und das führt zu einem philosophischen Kuddelmuddel: „Hannah Arendt wird ... Heidegger ... besser verstehen, als er sich selbst verstanden hat. Sie wird ... auf seine Philosophie antworten und ihr jene Weltlichkeit geben, die ihr noch fehlt. Auf das ‚Vorlaufen in den Tod‘ wird sie antworten mit einer Philosophie der Geburtlichkeit ...; auf die Kritik der ‚Verfallenheit‘ an die Welt des ‚Man‘ wird sie antworten mit dem ‚Amor mundi‘, der Liebe zur Welt. Auf Heideggers ‚Lichtung‘ wird sie antworten, indem sie die ‚Öffentlichkeit‘ philosophisch adelt. So erst wurde aus der Heideggerschen Philosophie etwas Ganzes, aber dieser Mann wird das nicht bemerken.“

Safranski feiert posthum eine philosophisch offenbar dringend erforderliche Hochzeit zwischen Heidegger und Hannah Arendt, die zu Lebzeiten nicht zustande kam. Beiden hätte es gutgetan, wenn sie nicht an diesen Standesbeamten geraten wären. Dann hätte Heidegger unverkitscht der zwiespältige, zerris-

sene Denker bleiben können, dessen „Leidenschaften und Katastrophen“ in der Tat für dieses geschundene Jahrhundert bezeichnend sind; Hannah Arendt wäre es erspart geblieben, für die Demokratie-verträgliche Nachbesserung des Seinsdenkens erhalten zu müssen.

Der existentialistische Stiefbruder Heideggers, Jean-Paul Sartre, hat sich einmal schauernd gefragt, ob „die Menschen überhaupt nie ein anderes Leben haben als das, welches sie verdienen“. Für Heideggers Leben gilt dies sicherlich; den Biographen aber, den er verdiente, hat er noch nicht gefunden.

VON MÄNNERN UND WÜRGERN

Ein amerikanischer Psychologieprofessor gibt eine verblüffend schlichte Erklärung, wie die Liebe funktioniert

Was ist der Unterschied zwischen einem Raubwürger und einem Mann? Es gibt keinen.

Der Raubwürger, ein Vogel, spießt Federn, Stoffetzen, Schnecken auf Dornen und führt seine 90 bis 120 Sammelstücke anschließend dem begehrten Weibchen vor, um dessen Gunst zu erobern.

Der Mann benutzt die gleiche Technik. Er versucht, die Angebotene mit seinem Gehalt, seinem Job oder seinem Porsche zu beeindrucken, damit sie ihm ins Schlafzimmer folgt.

Denn beide wissen: Wenn sie Sex wollen, müssen sie etwas zu bieten haben, und zwar mehr als nur sich selbst. Und gleichzeitig ahnen sie: Wenn die Frau einen Reichen findet, wird sie zu diesem ziehen.

Das ist jedenfalls die Theorie von David Buss, Psychologie-Professor an der University of Michigan, der mit seinen so simplen wie ungewöhnlichen Thesen zur Partnerwahl Männer und Frauen aufschreckt. Seine Forschungsergebnisse erzwingen, so die kühne Behauptung, eine „radikale

Revision der konventionellen Einschätzung der Psychologie des Mannes und der Frau“.

Buss vertritt die Ansicht, daß Liebe, Lust und menschliche Sexualität vor allem Ergebnis der Evolution und damit der sexuellen Selektion seien: Die Strategien, die zur Weitergabe der eigenen Gene führten, wurden beibehalten und in einem Jahrmillionen währenden Prozeß verfeinert; wer sie nicht beherrschte, starb aus.

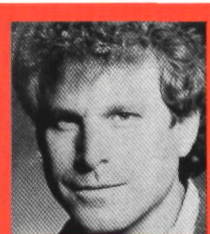
Höherentwickelte männliche und weibliche Tiere haben, das besagt die Evolutionstheorie, verschiedene Interessen: Männliche Tiere produzieren Millionen von Spermien und wollen möglichst viele Nachkommen zeugen; weibliche Tiere dagegen können nur eine begrenzte Zahl von Kindern bekommen, sie müssen die kräftezehrenden Schwangerschaften durchstehen, und an ihnen bleibt die Last der Aufzucht hängen.

Deshalb gewähren sie am liebsten einem Männchen ihre sexuelle Gunst, das über ein Territorium mit großen Ressourcen verfügt, diese mit dem Weibchen dauerhaft teilt und so garantiert, daß der Nachwuchs überlebt.

Genauso funktioniert das auch beim Menschen, verkündet Buss, und nennt das „Evolutionpsychologie“. Seine einfachen Erklärungen für das überaus komplizierte Phänomen der jahrzehntelangen Suche nach Liebe und den Kampf um die Beziehung will er unter anderem mit Befunden aus seiner großangelegten empirischen Untersuchung beweisen: 10 047 Personen aus 37 Kulturen beantworteten seine Fragen zur Partnerwahl.

In allen Kulturen sei für Frauen Geld doppelt so wichtig wie für Männer, fand Buss heraus. Diese wiederum legten mehr Wert auf Schönheit und Jugendlichkeit ihrer Partnerin. Außerdem wünschten sie sich eine höhere Zahl von Sexualpartnern. Buss nimmt das als Beleg für genetische Dispositionen, die unabhängig von Gesellschaftsstrukturen seien.

Amerikanische Feministinnen kritisieren, Buss verkenne das Ursache-Wirkungs-Verhältnis. In Wahrheit verhalte es sich genau umgekehrt: Die Konstruktion einer Gesellschaft präge das Verhalten, und so wünschten sich Frauen nur notgedrungen einen finanzstarken Mann, weil sie selbst



David Buss: „Die Evolution des Begehrens“. Aus dem Amerikanischen von Almuth Dittmar-Kolb. Ernst Kabel Verlag, Hamburg; 310 Seiten; 34 Mark.